

Der wandernde Mensch als Gast und als Suchender

Des Menschen Wege sind vielfältig, manche zielstrebig, manche zielführend, manche führen in die Leere und müssen neu beschritten werden. Im Laufe eines Lebens beschreitet der Mensch zahlreiche Wege und steht an manch einer Wegkreuzung. Es gibt Wege zu den Menschen, Wege zu Gott, Wege zu sich selbst, Wege allein und Wege mit anderen. Es gibt Wege aus bestimmtem Anlass, aber auch Wege, die ohne Zweck und Ziel gegangen werden. Manch ein Weg ist steinig und anstrengend, andere Wege beflügeln und befreien. Nicht zuletzt geht jeder Mensch seinen ganz eigenen Lebensweg. 70 Jahre schenken dem Jubilar Erfahrung und Erinnerung, Dankbarkeit, Freude und Nachdenklichkeit. Viele Reisen schaffen in der Erinnerung eine Vergegenwärtigung der Schönheit anderer Orte, der Andersartigkeit der Menschen, aber auch ein Gefühl der Fremde. Unweigerlich stellt sich die Frage nach Heimat, nach einem Zuhause. Wo liegen Beginn und Ziel der Reise? Wo liegt die Heimat, aus der ich aufgebrochen bin, wo ist die Heimat, zu der ich unterwegs bin? „Der Sinn des Reisens ist, an ein Ziel zu kommen, der Sinn des Wanderns, unterwegs zu sein“, sagte einst Theodor Heuss. Der Unterschied ist beachtenswert. Von der Lebensreise erhoffen wir ein Ziel. Die Wanderung mag die Lebensreise prägen, auf der Wanderung sind wir als Suchende, als Entdeckende. Die Wanderung birgt stets Überraschendes, Neues, und sie ist ein Weg der Begegnung – mit der Natur, mit den Menschen, mit sich selbst. „Der Wanderer“ ist der Titel einer kurzen Geschichte des libanesischen Dichters Khalil Gibran. „Ich traf ihn an einer Wegkreuzung“, beginnt Gibran seinen Text, „ein Mantel und ein Stab waren alles, was er mit sich führte; sein Gesicht überzog ein Schleier aus Wehmut. Wir grüßten uns, und ich lud ihn ein: Komm in mein Haus und sei mein Gast! Er ging mit mir. An der Schwelle des Hauses hießen uns meine Frau und meine Kinder willkommen. Er lächelte sie an, und sie freuten sich über sein

Kommen. Dann saßen wir alle zusammen am Tisch und waren glücklich über seine Gegenwart, denn eine geheimnisvolle Ruhe ging von ihm aus. Nach dem Abendessen setzten wir uns ans Feuer, und ich erkundigte mich nach seinen Wanderungen. Er erzählte uns viele Geschichten, an diesem und auch am folgenden Abend, die gewebt waren aus der Mühsal seiner Tage. Wenngleich er selber freundlich war, so sind seine Geschichten geprägt von Staub und von den Beschwerden seiner Wege. Als er nach drei Tagen von uns ging, hatten wir nicht das Gefühl, dass uns ein Gast verlassen hatte; vielmehr war es, als hielte sich einer von uns draußen im Garten auf.“ Vieles von dem, was den Menschen auf den Wanderungen seines Lebens bewegt, ist hier in eindrücklicher Weise genannt. Ein Mensch ist unterwegs, ein Ziel wird nicht genannt, Ort und Zeit spielen keine Rolle, vielmehr die Situation. Er ist an einer Wegkreuzung – ein Moment der Orientierung. Nur einen Mantel und einen Stab hat er bei sich – fast eine biblische Kategorie. Er begegnet einem Unbekannten. Sein Name spielt keine Rolle. Es kann jeder sein. Der Unbekannte sieht ihn an – auch das ist ein biblisches Charakteristikum der Begegnung. Nur so kann er wahrnehmen, dass der Wanderer gezeichnet ist. Sein Gesicht spiegelt sein Leben. In der Ansprache, im Gruß und in der Einladung wird der Fremde zum Gast: Komm in mein Haus! Der Wanderer ist auf eine Herberge angewiesen, auf Gastfreundschaft und ein Entgegenkommen der Menschen, denen er auf dem Weg begegnet – eine Grunderfahrung des Menschen auf den Wanderungen seines Lebens. Die Begegnung lebt von der Freundlichkeit und vom Dialog, vom Interesse des Gesprächspartners und davon, dass der Wanderer den Fremden, der ihm Schutz, Bewirtung und Obdach gewährt, an seinem Leben Teil haben lässt – so, wie er es erlebt und erfahren hat. Dies gelingt ihm so, dass sein Leben ein Teil des Lebens des Gastgebers wird – auch das ist eine biblische Kategorie. Drei Tage bleibt der Gast. Der dritte Tag ist biblisch gesprochen der Tag der Krise, Wendepunkt, der Tag der Rettung und Erlösung. Beschenkt werden in der Begegnung beide Seiten: Der Wanderer geht gestärkt weiter seines Weges, für den Gastgeber ist er Teil seines Lebens geworden,

auch wenn er weitergezogen ist – vielleicht ein Sinnbild für die Wanderungen und Begegnungen des Lebens? Mindestens idealiter, doch aber vielleicht in der Erinnerung von 70 Jahren ganz konkret, aus der Situation des wandernden Gastes heraus und aus der Situation des Gastgeber – Erfahrungen des Beschenktwerdens auf der Wanderung und bei der Aufnahme eines Menschen. Das Beispiel zeigt: Es gibt biblische Anklänge an die Wander- und an die Gastthematik (Lk 24,13–35; Joh 1,14 u.a.).

Wandern hat religiöse Dimensionen. Wie andere große Religionen kennt das Christentum das Pilgern. Von Anfang an wurde diese Praxis geübt, wenn es auch nie eine Verpflichtung zum Pilgern gegeben hat, wie sie der Islam kennt. Der Jakobsweg ist nicht erst in jüngster Zeit einer der bekanntesten Pilgerwege des Christentums, aber auch die Pilgerwege zu den großen Stätten der Christenheit, vor allem ans Heilige Grab nach Jerusalem, sind seit frühester Zeit überliefert. Wer pilgert, ist ein *pelegrinus*. „Pilgern“ geht auf das althochdeutsche Wort „*piligrim*“ zurück, das sich wiederum von „*pelegrinus*“ herleitet. „*Pelegrinus*“ entstammt dem mittelalterlichen Latein. Das klassische Latein spricht von „*peregrinus/peregrinari*“. Es ist eine Zusammensetzung der beiden Silben „*per*“ (durch) und „*ager*“ (Acker). Der *peregrinus*, der Pilger, ist demnach jemand, der über den Acker geht, durch das Land, über das Land, aber auch in die Fremde. Als „*peregrinus*“ galt lange Zeit derjenige, der sich im Exil aufhielt, der Fremde, der seine Heimat verlassen hatte oder verlassen musste. Umso bedeutsamer wurde sein Anspruch auf Schutz und Gastfreundschaft. Religiöse Bedeutung erlangte das Wort „*peregrinus*“ aber erst im Mittelalter, als nur noch derjenige „*peregrinus*“ genannt wurde, der auf der Wanderung zu Heiligen Stätten war. Dies galt insbesondere für den Jakobspilger, wie uns Dante Alighieri, der Schöpfer der „*Göttlichen Komödie*“, für das 13. Jahrhundert überliefert: „*Peregrini* können in zweierlei Weise verstanden werden, in einem weiteren und einem engeren Sinne: im weiteren, insofern *Peregrino* jeder ist, der außerhalb seiner Heimat weilt, im engeren Sinne versteht man unter *Peregrino* nur, wer zum Haus des Heiligen Jakob (nach Compostela) geht und von dort wieder zurückkehrt.“ (*Vita Nuova* XLI)

Über alle Kulturgrenzen, Zeiten und Religionen hinaus ist die Pilgerfahrt als Weg, auf dem der Mensch eine spirituelle Erfahrung sucht, eine anthropologische und religiöse Konstante. Der Weg ist Symbol für das Leben. „Weg als Metapher für unser Leben umgreift alles, was uns begegnet und geschieht, was wir erkunden und erleiden, was wir entwerfen und erreichen“, schreibt Anselm Grün. „Etwas begegnet uns. Wir setzen uns in Bewegung, wir haben Beweggründe und handeln verwegen. Wir wandeln Wege und deshalb wandeln wir uns. Weggefährten gehen mit uns. Wegzehrung brauchen wir und Wegweiser. Was wir ausgeschritten haben, wird uns zur Erfahrung. Wir setzen etwas in Gang, wollen Fortschritt und Wandel.“

Aufbruch und Wanderung bergen aber auch Momente der Entfremdung, Momente der Rast – und Ruhelosigkeit. Wohin führt der Weg? Gibt es ein Ziel? Lauert Gefahr? Der Mensch, der auf Wanderung ist, muss Vertrautes hinter sich lassen, Neues wagen. Fremde und Heimat sind die Gegenpole, die alle Wanderungen durchziehen. Gibt es eine Heimat? Wie definiert der Mensch, der auf Wanderung ist, der aufgebrochen ist, Heimat? Ist der Ort, von dem ein Mensch einst aufgebrochen ist, bei seiner Rückkehr noch der vertraute? Das ist die Frage des heutigen Menschen, der geprägt ist von Neuaufbrüchen, äußerer und innerer Art. Wo lässt sich, wenn schon äußerlich schwieriger, dann innerlich Heimat finden, ein Ort der Vertrautheit, ein Ort, an dem der Mensch zur Ruhe kommen kann, ein Ort, an dem er verstanden wird, ein Ort, an dem ihm ein Blick gilt, wie in der Geschichte von Khalil Gibran? Das Leben des Menschen ist wohl stärker denn je fragmentarisch zu begreifen, stets gebrochen, stets auf der Suche. Das gilt gerade auch für den wandernden Menschen. Wonach sucht er? Ist er auf der Suche nach dem Grund seiner Existenz, seiner Bestimmung und Aufgabe? Die Pilgerfahrt hat sich stets als eine Reise zur Begegnung des Menschen mit seinem Schöpfer verstanden. Eine heilige Reise in heiliger Zeit. Der wandernde Mensch ist ein suchender Mensch, der sich der Fragmentarität und Gefährdung seines Lebens stets bewusst ist und der doch sein Leben zu verstehen sucht, in dem

er im Laufen, allein oder mit Gefährten, sein Leben in der Erinnerung durchschreitet und dabei voranschreitet, in der Hoffnung, das Ziel zu erreichen, das er Heimat nennt.

Die Dichtung ist geprägt von dieser Suche des Menschen. Ein klassischer Text aus der Antike ist Homers Odyssee – ein Weg des Menschen zu sich selbst durch viele Gefährdungen und Anfechtungen hindurch, stets in der Gefahr zu fallen, häufig in der Krisis. Aber auch ein Dichter jüngerer Zeit, ein Dichter des Deutschen Idealismus, den der Jubilar sehr schätzt, hat sich dem Thema „Wanderung“ in besonderer Weise gewidmet. Es ist sicher eines seiner Zentralthemen. Eine biographische Prägung dürfte leitend gewesen sein. „Einsam stand ich und sah in die Afrikanischen dürren Ebenen hinaus; vom Olymp regnete es Feuer herab, Reißendes! milder kaum wie damals, da das Gebirg hier spaltend mit Strahlen der Gott Höhen und Tiefen gebaut“, so beginnt Friedrich Hölderlin sein Gedicht „Der Wanderer“. Im Folgenden durchschreitet er verschiedene Räume. In der ersten Strophe ist der Süden im Blick, in der zweiten der Norden. Nach dem Ermessen dieser Gegensätze stellt Hölderlin die Suche nach dem Weg in die Heimat in die Mitte. Die Heimat gilt als Ort zwischen den Extremen. Konkrete Orte oder Landschaften der Wanderung nennt Hölderlin nicht. Es sind stärker Richtungen, die er angibt: „Fern zum nördlichen Pol kam ich in Schiffen herauf.“ Zielpunkte sind es nicht. Es liegt daher nahe, die angegebenen Richtungen als Reichweiten der Auseinandersetzung des eigenen Ich zu begreifen. Der einzige Ort, der genannt wird, ist der Olymp. Er stellt die Brücke zur Antike her. Im zweiten Teil des Gedichts gewinnt das Rheintal an Bedeutung, Sinnbild eher für das Vertraute. Der Olymp schafft Distanz, das Rheintal Nähe. Ein Zielpunkt ist aber auch mit dem Rheintal nicht gegeben. Mit ihm verbindet sich im Gedicht die Erinnerung an eine vergangene Kindheit und ein Ausblick auf einen Ruhepol. Ein Zielpunkt im Sinne eines Endpunktes aber ist es nicht. Der ersehnte Zielpunkt wird eher verzögert. Beunruhigende Fragen stellen sich: „Alt bin ich geworden indes, mich bleichte der Eispol, und im Feuer des Süds fielen die Locken mir aus. Aber wenn ei-

ner auch am letzten der sterblichen Tage, ferner kommend und müd bis in die Seele noch jetzt wiedersähe dies Land, noch einmal müsste die Wang' ihm blüh'n, und erloschen fast glänzte sein Auge noch auf.“ Unruhe spricht aus den Versen. Die Wanderungen haben ihre Zeichen hinterlassen, ungewiss ist die Zukunft. Doch geht der Blick in eine Wirklichkeit, die einen Orientierungspunkt gibt: „Seliges Tal des Rheins! Kein Hügel ist ohne den Weinstock, und mit der Traube Laub Mauer und Garten bekränzt, und des Heiligen Tranks sind voll im Strome die Schiffe, Städt' und Inseln, sie sind trunken von Weinen und Obst.“ Die Bilder entstehen während der Wanderung. „Alle Zeiten sind in mir“, sagt der Wanderer. Vielfältig wird die Zeitdimension ermessen. Die erste Strophe nennt als südliche Zeiterfahrung die Vorzeit einer Weltenschöpfung im Chaos der Gebirgsentstehung. Als Tageszeit gilt der Mittag, als Jahreszeit der Sommer. Der Wanderer kann sich den Widrigkeiten nicht entziehen. Er leidet unter dem Einfluss der Hitze. Im Unterschied zum Wanderer gelingt es den Wandervögeln, ihren Aufenthalt regelmäßig zu wechseln, in Einheit mit der Natur. „Auch hier sind Götter!“, dieser Ausspruch gilt dem Wanderer. Der Plural erinnert an antike Vorstellungen. Unmittelbar im Anschluss folgt jedoch ein von alttestamentlicher Weisheit inspirierter Spruch: „Groß ist ihr Maß, doch es misst gern mit der Spanne der Mensch.“ Im Hintergrund dürfte die Frage Jesajas stehen: „Wer misset die Wasser mit der Faust und fasset den Himmel mit der Spanne?“ (Jes 5,12) Die räumliche Verbindung obliegt den Göttern, die Spanne des Menschen ist die Zeit. Die zweite Strophe nennt diesen Aspekt direkt, als Erkenntnis im Schrecken, in einer Frage an die Natur: „O Mutter Erde, verlierst du denn immer als Witwe die Zeit?“ Im Blick ist der Jahreszeitenrhythmus. Die dritte Strophe imaginiert die Wirkkraft der Jahreszeit am eigenen Leib. Im Angesicht des Rheins werden Alter und Jugendlichkeit kontrastiert. Der Strom ist Bild für die ewige Verjüngung. In der vierten Strophe ändert sich der Blick: Die Heimkehr wird als soziales Geschehen in einer Dorfgemeinschaft vollzogen. Idyllisch spricht der Dichter von einzelnen Tieren und Geräuschen. Die Ruhe des Feierabends breitet

sich aus. Dies spüren auch die Tiere. Die Dorfgemeinschaft nimmt den Zeitenwechsel vor allem durch Töne wahr: durch die Glocken, die Stimme des Landmanns, des Hirten und des Schlafesangs der ihr Kind wiegenden Mutter. Die Heimkehr aber ereignet sich in der Erinnerung und in der Hoffnung des „Einst“. Der Augenblick der erinnerten Vergangenheit und erträumten Zukunft bedeutet Freiheit: „Wo mit den Pflanzen mich einst liebend der Vater erzog; wo ich frei, wie Geflügelte, spielt' auf lustigen Ästen, oder ins treue Blau blickte vom Gipfel des Hains.“ Auch hier leuchtet stärker die Perspektive als der Ort der Heimat auf. Die fünfte Strophe beschreitet die Stätten der Kindheit in Wald und Garten. Verzögert ist der Eintritt in das Elternhaus. Die Schwelle ist nicht zu überschreiten. Die Zeit lässt sich nicht rückgängig machen. Das verzögerte, gehemmte

Ankommen ist nur durch ein ermutigendes Entgegenkommen möglich. Der Raum wird durch die Zeit ersetzt: Elternhaus und Kindheitslandschaft sind Metaphern. Dem Dichter geht es darum, mit der Kategorie der Zeit die Fähigkeit zu beschreiben, Heimat zu finden und mit den Menschen vertraut zu werden.

Der Mensch bleibt ein Wanderer, auf der Suche nach Heimat. Zeit lebenslang befindet er sich auf einer Pilgerfahrt, wie Paulus schreibt: „Wir sind nun allezeit getrost und wissen, dass wir, während wir im Leibe daheim sind, fern vom Herrn auf der Wanderung sind.“ (2 Kor 5,6) Wie er ein Wanderer bleibt, so ist der Mensch auch Gast. Wer aber Gast ist, der hat auch einen Gastgeber, der ihm die Tür geöffnet und ihm einen Blick geschenkt und der ihn durch Zweifel und Anfechtung hindurch seinen Lebensweg bestehen lässt.